

# Galeswintha

Autor(en): **L. Z.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **1 (1896-1897)**

Heft 6

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-309849>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Als ehrlicher Lehrerinnenfeind trat der Herr Inspektor am Morgen in die Schule, als warmer Lehrerinnenfreund verliess er sie am Abend. Ein Mitglied der Regierung meinte: „eine Schwalbe mache noch keinen Sommer“; allein es sind seit jenem Examem dem Bekehrten noch so viel Schwalben zugeflogen, dass für ihn der Sommer gemacht ist.

Am Examentag traf der Inspektor die Schule, die Lehrerin und die Schülerinnen im Sonntagskleide, er wollte sie aber auch im Werktagskleide kennen lernen und machte das ganze Jahr hindurch häufige Schulbesuche, um die Geheimnisse dieser Lehrerin bei ihrer unterrichtlichen und erzieherischen Arbeit kennen zu lernen. Als solche fand er bei ihr: Begeisterung und vollständige Hingabe an ihren Beruf, — selbstlose Liebe zu ihren Kindern (I Cor. 13), — zarte Strenge und ernste Milde in der Disziplin, — immer erneute Vertiefung und methodische Durcharbeitung der verschiedenen Unterrichtsgegenstände, — Demut, Geduld, Sanftmut und wahre Frömmigkeit.

*Anmerkung.* An die Kolleginnen! Von einem treuen, väterlichen Freunde flog uns mitfolgender Artikel zu. Leider will er seinen Namen nicht unter die Arbeit setzen, obschon wir wissen, dass die paar Buchstaben vielen Leserinnen die Nummer ganz extra lieb machen würden. Wir getrösten uns aber Eures „Merks“.

Zarte Strenge, ernste Milde, volle unbegrenzte Hingabe — wem zauberten diese Worte nicht unvergessliche Stunden vor die Seele, in denen eine erfahrene Meisterhand mit idealem Schwunge zeichnete, was ein Pestalozzischüler, eigenes Forschen und die Erfahrung des Lebens, fruchtbringend gewirkt!

Dass das Ideal erreicht werden kann, zeigt uns die Lehrerin der Ostschweiz, den Weg weist uns der erfahrene Freund. Danken wir ihm seine Liebe mit ausdauerndem Ringen nach Erreichung des vorgesteckten Ziels. G.

---

## Galeswintha.

Was wir so die „gute alte Zeit“ nennen, ist, näher besehen, eine recht rohe Zeit gewesen, und so romantisch es sich auch liest vom blonden Burgfräulein, das aus dem Fenster der Kemnate dem glänzenden Turniere der Ritterhelden mit Spannung zuschaute, so wenig wären wir wohl erbaut, wenn wir unser behagliches Stübchen mit besagter Kemnate tauschen und am Spinnrocken die langen Tage zubringen müssten. Die Vorzeit verblasst uns; dass 100 Jahre aus der Pharaonenherrschaft genau so lange gedauert haben als die 100 Jahre, die seit der französischen Revolution verflossen sind, haben wir Mühe zu glauben; unser Blick vermag nicht immer, die Bedeutung grosser Ereignisse der Vergangenheit richtig zu erkennen, und es fällt uns schwer, längst entschwundenen Zeitabschnitten die lebenswarmen Farben zu geben.

Wollen Sie mir heute folgen ins 6. Jahrhundert, da das Frankenreich zerfiel und wildes Kriegsgeschrei in allen Gauen toste? Chlodwigs Enkel

hatten sich das Erbe ihrer Väter geteilt und aus dem vereinigten Franken und Gallien vier Reiche gebildet, von denen Austrasien und Neustrien die bedeutendsten waren. Siegbert, der König von Austrasien, hatte Brunhilde, die schöne Tochter des Westgothenkönigs gefreit, um seinen Bruder Chilperich von Neustrien zu beschämen, der seine Magd Fredegunde zur Königin erhoben hatte. Die Hochzeit wurde in Metz mit aller Pracht gefeiert. Das fröhliche Gelage hallte wieder von den lauten Gesängen der Barbaren, und lateinische Verse eines gelehrten Italieners begrüßten die junge Herrscherin und die sie umgebenden fränkischen Vasallen und gallischen Edeling. Dies erregte den Neid Chilperichs; er entliess Fredegunde und bewarb sich um die Hand der ältesten Schwester Brunhildens, der schüchternen, reinen Galeswintha. Aber die Kunde von Chilperichs Übelthaten war bis nach Spanien gedrungen; die gebildeten Gothen hatten seine Lebensweise eine heidnische gescholten, und die sanfte, traurige Galeswintha zitterte beim blossen Gedanken an die Reise zu den fernen Franken. Ihre Mutter theilte ihre Kummernis, und der König Athanagild zögerte unschlüssig mit seiner Antwort von Tag zu Tag. Gesandte kamen und gingen und brachten schliesslich das heilige Versprechen Chilperichs, er wolle mit seiner Gemahlin nach Gottes Geboten leben. Da willigte der Gothe ein. Aber Galeswintha wurde durch diese Versprechungen nicht beruhigt; ihre Abneigung gegen den zukünftigen Gatten wich nicht, und voll trüber Ahnungen warf sie sich schluchzend wie ein hilfesuchendes Kind in die Arme ihrer Mutter. Die fränkischen Gesandten traten ins Gemach, um die neue Herrin zu begrüßen; aber der Schmerz der beiden Frauen ergriff sogar die rohen Krieger, und sie wagten nicht, von der Abreise zu sprechen. Nach drei Tagen kamen sie wieder, schilderten die Ungeduld des Königs und die Länge des Weges. „Gewährt uns noch einen Tag,“ flehte die Königin, „dann will ich um nichts mehr bitten. Wisst Ihr nicht, dass da, wohin Ihr meine Tochter bringen wollt, keine Mutter ihrer wartet?“ Vergeblich war ihr Bitten. Galeswintha musste den fränkischen Rittern folgen. Ein langer Zug Bewaffneter, viele Wagen und Gepäckkarren zogen durch die Strassen von Toledo zum nördlichen Thore hinaus. Der König gab seiner Tochter das Geleite bis zur Tajo-Brücke; aber die Königin konnte sich noch nicht zur Trennung entschliessen. Sie setzte sich in ihres Kindes Wagen und verschob die Heimreise von Tag zu Tag. Man kam ins Gebirge; die Wege wurden schlecht: sie merkte es nicht. Ihr Gefolge vergrösserte den Zug ungebührlich, vermehrte die mancherlei Schwierigkeiten und die Gefahren der Reise: es kümmerte sie nicht. Da widersetzten sich die Gothen der Weiterreise, und Mutter und Tochter nahmen ein letztes Mal von einander Abschied. „Werde glücklich, mein Kind; aber mir bangt um dich,“ sagte die Mutter. „Gott will es, ich muss mich beugen,“ antwortete die Tochter. Der Zug theilte sich; die

einen setzten ihren Weg nach Norden fort, die andern lenkten ihre Schritte wieder Toledo zu; aber lange stand die Gothenkönigin noch am Wegrande und schaute unverwandt dem geliebten Kinde nach, bis der Zug in der Ferne verschwand.

Die ersten Monate in der neuen Heimat verliefen friedlich für die sanfte Galeswintha. Geduldig ertrug sie den wilden Charakter ihres Mannes. Er liebte sie, hauptsächlich aus Eitelkeit, weil sie hoher Abkunft war, dann aus Eigennutz, hatte sie ihm doch grosse Reichtümer als Morgengabe mitgebracht. Für ihre innere Schönheit, ihren edlen Charakter, ihre Demut, ihr Mitleid mit den Armen fehlte ihm Sinn und Verständnis. Was Wunder, dass sie bald allen Reiz für ihn verlor?

Fredegunde gelangte wieder zu Ansehen und Macht, und Galeswintha litt lange stillschweigend unter der unwürdigen Behandlung. Dann bot sie dem König alle ihre Schätze an, wenn er sie nur wieder heimziehen lasse. Er konnte nicht glauben, dass ihr Vorschlag ernst gemeint sei, verstand solche Seelengrösse nicht, und aus Furcht, durch einen offenen Bruch alle Reichtümer zu verlieren, wurde er zum misstrauischen Heuchler und gelobte in schmeichlerischen Worten Reue und Besserung. Aber in der Nacht erwürgte sie ein Diener auf den Befehl seines Königs.

Ist sie nicht wie eine Erscheinung aus einem andern Jahrhundert, diese junge Frau mit ihren traurigen Ahnungen, ihrer rührenden, sanften Weise? Trotz der rohen Zeit gab es manche, die ihr unverschuldetes Unglück beweinten und in der Sage verewigten. Am Tage ihres Begräbnisses soll in der Gruft eine krystallene Lampe auf unerklärliche Weise auf den Marmorboden gefallen sein, ohne zu brechen und ohne zu löschen. — Wir lächeln über solche Rede; aber damals, als sie von Mund zu Mund ging, und der Volksglaube sie poetisch zur Legende gestaltete, da wurde man stille und nachdenklich, und das junge Mädchen weinte, wenn es sie erzählen hörte.

L. Z.

Nach Thierry, Temps Mérovingiens I.

---

## Die Arbeitsschule an der Landesausstellung in Genf.

Von Frä. Graf, Sekundarlehrerin in Gelterkinden (Baselland).

(Fortsetzung.)

Sehr interessant und charakteristisch war die Sammlung des Kantons Bern. Die äussere Ausstattung zeugte von Liebe zu Einfachheit und Prunklosigkeit. Nicht hinter schönen Glaskasten waren die Arbeiten zur Schau gestellt, sondern sie ruhten sorgsam geschichtet in schmucklosen Schachteln. Und das Inwendige entsprach der Hülle: Alles einfach, praktisch, erreichbar. Nichts, über das man staunen, aber auch nichts, an dessen Echtheit man zweifeln musste. Da dieser Kanton den Vorzug